

Vom Behelf zum Heim

Über die Gestaltung einer stets unfertigen Zeit

von Jan Engelke

Das Wort *Behelfsheim* suggeriert, dass es sich bei den in diesem Buch portraitierten Häusern nicht um »richtige« Heime, sondern um eine Notlösung, ein Heimsurrogat auf Zeit handelt. Aber die hier abgebildeten Gebäude sind längst keine *Behelfe* mehr – sie sind im Laufe der Zeit längst zu *Heimen* geworden, deren Entstehungsgeschichte bis heute ihren besonderen architektonischen Ausdruck prägt. Die architektonischen Protagonisten dieses Buches lassen unzählige Geschichten erahnen, denn Architektur wird durch die Umstände ihrer Entstehung beeinflusst. Besonders stark wirken sich die Bedingungen auf *alltägliche Architekturen* aus, bei denen pragmatische Erfordernisse eher im Vordergrund stehen als der architektonische Entwurf.¹ Nicht alle Bedingungen sind gleich prägend. Die Begebenheiten des Zweiten Weltkriegs hatten allerdings gravierende Auswirkungen auf die Architekturen dieser Zeit:² Seit dem Jahr 1941 führten die Luftangriffe der Alliierten zu einer immer größeren Zerstörung des Wohnungsbestands im nationalsozialistisch regierten Deutschen Reich. So wurden Ernst Neufert und Hans Spiegel beauftragt, eine effiziente Wohnraumproduktion aus typisierten Bauelementen zu entwickeln. Als jedoch im Juli 1943 die britische Royal Air Force mit den bis dahin schwersten Luftangriffen des Krieges etwa 263.000 der 600.000 in Hamburg vorhandenen Wohnungen zerstörte, erwiesen sich die bis dahin entwickelten Pläne als nicht länger praktikabel – es mangelte an Material und Arbeitskraft.³

Angesichts dieser katastrophalen Situation beauftragte Adolf Hitler im August 1943 den »Reichskommissar für den Sozialen Wohnungsbau« Robert Ley, Lösungsvorschläge auszuarbeiten.⁴ So startete die »Behelfsheim-Aktion« des eigens gegründeten »Deutschen Wohnungshilfswerks« (DWH) mit dem Ziel, die Betroffenen »aus allen und irgendwelchen örtlich vorhandenen Werkstoffen« Behelfsheime in Selbsthilfe bauen zu lassen.⁵ Diese einfachen Miniatur-Eigenheime, freistehend auf einem Grundstück von mindestens 200 Quadratmetern zur Selbstversorgung, waren fortan die einzigen Gebäude, die gebaut werden durften. Zusätzlich wurde rechtliche und finanzielle Unterstützung auf den Weg gebracht: Die Genehmigungsverfahren für Behelfsheime wurden vereinfacht und auf Vorlage weniger Unterlagen wurde beim örtlichen Bürgermeister eine »Baukarte« ausgestellt. Diese Baukarte

berechtigte nach Fertigstellung zur Rückerstattung der pauschal festgelegten Baukosten von 1700 Reichsmark und zu Steuerbegünstigungen. Zudem wurde eine Meldepflicht für vorhandene Baumaterialien eingeführt und die Behörden wurden ermächtigt, Materialien zu beschlagnahmen.

Für die heutige Situation der Behelfsheime ist entscheidend, dass die Dauer der Genehmigungen nicht beschränkt wurde. Man legte sogar fest, dass die Gebäude unabhängig vom Grundeigentum im Besitz der Bauherren verbleiben sollten. Von Seiten des DWH war zwar nicht vorgesehen, dass die Bauten nach Kriegsende weiterhin bewohnt würden, allerdings wurden Umnutzungsmöglichkeiten als Garage, Werkstatt, Laden oder Kleintierstall und sogar die Erweiterung zu einem Altenheim bereits bei ersten Planungen vorgesehen.⁶ Hier ist ein folgenreicher Widerspruch zum temporär vorgesehenen Charakter der *Behelfs*-Heime angelegt, der eine Nutzung als *dauerhafte Provisorien* weit über die schwierige Wohnungssituation der unmittelbaren Nachkriegszeit hinaus ermöglichte.⁷

Nach dem Krieg begann man im Zuge des Wiederaufbaus der 1950er-Jahre in Hamburg, viele der etwa 40.000 Behelfsheime im Stadtgebiet »einer den neuzeitlichen Begriffen des Städtebaus entsprechenden geordneten Bebauung zuzuführen«. ⁸ Das war allerdings nicht ganz einfach, denn die Behelfsheime hatten städtebaulich bereits vollendete Tatsachen geschaffen. Vielerorts wurden sie durch »Sanierung in wirkliche Eigenheim-Wirtschaftssiedlungen« verwandelt.⁹ Andere Behelfsheime bestanden in Kleingartensiedlungen weiter. Wie die Fotografien in diesem Band zeigen, haben die meisten dieser Bauten im Laufe der Zeit bemerkenswerte Veränderungen erfahren.

Eine Bauanleitung als »Waffe«?

Es gab zahlreiche Behelfsheimtypen verschiedener Bauweisen mit unterschiedlichen Dachformen. Ideologisch favorisierten die Nationalsozialisten stets steile Satteldächer, während flache Satteldächer selbst für Behelfsheime abgelehnt wurden – ihre Wirkung sei »gedrückt, arm, barackenmäßig«. ¹⁰ Doch unter den gegebenen Umständen wurde der sogenannte »Reichseinheitstyp« mit materialsparendem, einfach konstruierten Pultdach von Hitler favorisiert und besonders zahlreich umgesetzt, indem die Bauanleitung dafür durch das DWH in großer Auflage kostenlos verbreitet wurde. ¹¹

»Luftkriegsbetroffener Volksgenosse!«, so beginnt die »Behelfsheimfibel« jovial, um dann scheinbar einfühlend den »Wunsch, baldmöglichst wieder in den eigenen vier Wänden zu leben« zu bekräftigen und zugleich zu erklären, dass »eine neue Wohnung nicht gebaut

werden kann, denn Baustoffe und Arbeitskräfte werden vordringlich für die Rüstung gebraucht«. Als Lösung dieser Zumutung wird vorgeschlagen, »mit deiner eigenen Hände Arbeit ein kleines Behelfsheim in Form einer Wohnlaube zu errichten« und gedrängt: »Wir müssen sofort anfangen!« Ganz im Sinne der NS-Ideologie des »Totalen Krieges« wird die Unterscheidung zwischen Krieg und Alltag aufgehoben: »So gilt auch für uns die Losung der Frontsoldaten: ›Jeder sei Einzelkämpfer mit Tatkraft und Findigkeit!«« Schlussendlich wird ermutigt: »Im Trotz gegen unseren kulturlosen Feind wird dein kleines Heim gelingen.«

Die Anleitung aus Texten, Plänen und illustrierenden Zeichnungen führt Schritt für Schritt durch den Bauprozesses. Dabei werden die handwerkliche Ausführung und die Konstruktion auf einfachste Art und Weise verständlich gemacht. Um die Lektüre zu erleichtern, ist die Behelfsheimfibel von einer Vielzahl kleiner Illustrationen des Bilderbuch- und Werbezeichners Emmerich Huber durchsetzt, der auch für das NSDAP-Blatt »Völkischer Beobachter« arbeitete. Auch in der Fibel gelingt Huber präzise Propagandaarbeit:¹² Die karikaturistisch dargestellten Personen und Dinge erzählen ermutigend heitere Bildergeschichten rund um den Bau; ideologischen Ansporn liefern idyllische Zeichnungen eines warmen Herdes, fröhlich bauender Menschen und fertiger Behelfsheime, umgeben von singenden Vögeln, sprießendem Gemüse und vollzähligen Familien. Die Behelfsheimfibel ist nicht nur ein einzigartiges Zeugnis der Verflechtung von NS-Ideologie und Alltagsarchitektur – Robert Ley beschrieb das Behelfsheim als »Waffe in diesem Kriege, um der Wohnraumblockade, die uns der Gegner zugedacht hat, wirksam entgegentreten zu können«.¹³ Sie ist auch Spiegel des beispiellosen Spannungsfeldes zwischen bürokratischer Typisierung und pragmatischer Anarchie, das die Entstehung der Behelfsheime prägte:

Einerseits mussten strenge Vorschriften befolgt werden, um von der finanziellen und steuerlichen Förderung der Behelfsheime und dem vereinfachten Genehmigungsverfahren zu profitieren. In der Fibel ist die Bauweise des »Reichseinheitstyps« bis ins Detail definiert: Bereits in der Einleitung werden die Dimensionen klar abgesteckt: »Größer als 4,10 x 5,10m bei der durchschnittlichen lichten Höhe von 2,50m darf es nicht sein.« In genau vermaßten Plänen wird die Position jedes einzelnen Ziegelsteines verzeichnet, an anderer Stelle ist die Dachneigung des Pultdachs mit acht Grad festgelegt. Mit diesen Vorschriften war es Robert Ley und seinen Behörden ernst: Mit Erlass vom 31. Mai 1944 sollten die Gemeinden diejenigen Behelfsheime dokumentieren, die in Größe oder Bauweise vom »Reichseinheitstyp« abwichen. In der Praxis wurde dieser Erlass von den Gemeinden allerdings nicht mit großem Nachdruck verfolgt.¹⁴

Für eine Typisierung der Behelfsheime sorgte auch der Bauprozess: Empfohlen wurde, in einer »geeigneten Arbeitsgruppe« der zukünftigen Bewohner*innen eine ganze Reihe von Behelfsheimen in »Gemeinschaftsausführung« zu errichten. Dabei kamen schablonenartige Hilfskonstruktionen wie Tür-, Fenster-, und Ecklehren sowie die »Grundrisslehre« zum Einsatz, die – in der Fibel millimetergenau vermaßt – die Position der Wände bestimmte. Sie war wiederverwendbar, für den einfacheren Transport von einer Baustelle zur nächsten in zwei handliche Teile zerlegbar und hatte die exakte Reproduktion gleichförmiger Grundrisse zur Folge. In krassem Widerspruch dazu stehen die Verweise auf die Widrigkeiten des von den Kriegsauswirkungen bestimmten Alltags: Knappheit und der Diebstahl von Baumaterialien und Werkzeugen – »sie bekommen manchmal auch Beine« – erforderten überall pragmatische Lösungen und Improvisation: »Notgedrungen kann der Mörtel auch [...] mit einem kleinen Stieltopf (Kasserolle) auf das Mauerwerk gebracht werden. Beispielsweise wird teilweise im Ausland überhaupt mit einem Mörtellöffel gemauert.« Explizit werden Anleitungen zur Verwendung eines Esslöffels an Stelle der Mauerkelle, eines Sägeblattes zum Aufräumen des Betonfundaments, eines selbstgebauten Lehmstampfers zum Verdichten der Gründung oder eines Holzspachtels zum Glätten der inneren Fugen des Schornsteins abgebildet. Auch bei den Baumaterialien selbst musste häufig improvisiert werden. Neben der Verwertung von Bauschutt aus zerstörten Gebäuden kam alles in Frage, was sich besorgen ließ: Aus Sand, Zement und Industrieabfällen wie Koksschlacke ließen sich mit Gussformen per Hand Steine, Platten und weitere Bauteile herstellen. Selbst das Mobiliar steht im Spannungsfeld von Typisierung und Improvisation: Zwar wurden schnell Serien stapel- und ausziehbarer »Behelfs-Möbel«-Typen entwickelt und noch ein Jahr vor Kriegsende im Mai 1944 publiziert – im Text wird aber parallel klar, dass de facto eher »die Selbsthilfe des Siedlers durch Bastelarbeiten zu Hause« für Einrichtung sorgen wird.¹⁵ Diese Beispiele verdeutlichen, wie die Praxis eigenwilliger Lösungen gewissermaßen in der DNA der Behelfsheime angelegt ist. Deutlich betont die Fibel, dass das Behelfsheim »ein reiner Zweckbau« sei, bei dem es »erst in zweiter Linie um die schönheitliche Ausgestaltung« gehe. Der »Traum von einem richtigen Eigenheim« sollte sich dafür später »umso leichter erfüllen, weil du die beste Schulung hinter dir hast.« In der Tat sollte sich dieser »Traum« für die Bewohner*innen der in diesem Buch abgebildeten Behelfsheime erfüllen, allerdings auf ganz andere Weise als von den Verfassern der Fibel gedacht.

Das wachsende Behelfsheim

Die beschriebenen Voraussetzungen – die unbefristete Nutzungserlaubnis, der anfängliche Zwang zum Verzicht auf gestalterische Maßnahmen, das im Eigenbau angeeignete handwerkliche Können und Selbstvertrauen der Bewohner*innen, das auch in einer Praxis der Improvisation bestand – bildeten fruchtbare Voraussetzungen dafür, dass sich der ökonomische Aufschwung der 50er-Jahre und die in dieser Zeit ebenfalls an Bedeutung gewinnende Heimwerker-Kultur auf die räumliche Struktur und äußere Erscheinung der Behelfsheime auswirkte. Die Fotografien der Hamburger Behelfsheime in diesem Band zeigen vielfältige Veränderungen, die im Laufe der Zeit an vielen der Gebäude vorgenommen wurden. Zuerst fallen in einigen Fällen äußerliche Verschönerungen ins Auge: Eine weiße Putzfassade rahmt ein rechteckig abgesetztes Feld dunklen Sichtmauerwerks, das von einem zur Fensterbank passenden, ziegelrot leuchtenden Ziersturz gekrönt wird. Auch innen sind die Oberflächen verkleidet worden, hier begegnen sich unterschiedliche Materialien verschiedener Epochen in selbstgebauter Opulenz. Natürlich wurden die Behelfsheime auch technisch instand gesetzt. Sie erhielten neue Fenster, solide Dächer, dichte Rollläden, zusätzliche Wärmedämmung, neue Elektro- und Wasserinstallationen. Vor allem aber begannen die Häuser zu wachsen: Kleinere Anbauten beherbergten zunächst ein Badezimmer, später wurde Zimmer um Zimmer angefügt, Dächer ausgebaut, Gauben ergänzt, Erker angefügt, weitere Geschosse aufgestockt, sodass sich das »Kerngebäude«, oftmals der ursprüngliche »Reichseinheitstyp«, heute im Zentrum eines Konglomerats aus Einzelvolumina zu verlieren scheint. Einige Umbauten zielen darauf, ein neues, kohärentes Bild zu erzeugen – etwa durch das Verkleiden der Fassaden mit einheitlichen Schindeln oder der Imitation eines Holzfachwerkes, welches die Gebäudeteile unterschiedlicher Epochen nicht nur visuell zu einer Einheit zusammenfasst, sondern zudem einen anderen, einheitlichen historischen Kontext suggeriert. Der Ausdruck anderer Gebäude feiert dagegen das Unfertige des Weiterbaus und betont durch unterschiedliche Materialien, Farben und verschachtelte Volumina die Heterogenität der Fragmente.

Damit sind die laufend erweiterten und umgebauten Behelfsheime auf ungeplante Weise die vielleicht konsequenteste Umsetzung einer architektonischen Idee, die bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts als »Das wachsende Haus« diskutiert wurde. Das grundlegende Konzept: Ein einfaches, kleines Haus, das zunächst auch für Menschen mit geringen Einkommen erschwinglich ist – für das aber Erweiterungsoptionen nach den Bedürfnissen und der ökonomischen Situation der Bewohner*innen schon von Anfang an mitgedacht werden. Dieses Einbeziehen zukünftiger Erweiterungen in die Planung der ersten Evolutionsstufe des

Gebäudes ist es letztlich, was ein *wachsendes Haus* von gewöhnlichen An- und Umbauten unterscheidet. Die Erbauer*innen vieler Behelfsheime hatten spätere bauliche Upgrades ihrer Häuser bereits vor Baubeginn im Kopf: Allein wegen der mühsamen Materialorganisation und der körperlichen Eigenleistung hielten sie es ohnehin »nicht für sinnvoll, Behelfsbauten nur für kurzen Gebrauch zu errichten, sondern wollten diese so ausgeführt wissen, dass sie später als kleiner Kern zu größeren Wohnhäusern umgestaltet und ausgebaut werden können.«¹⁶ So wurden Wände so tragfähig ausgeführt, dass man später aufstocken konnte oder der Bauplatz so gewählt, dass Platz für einen späteren Anbau blieb.

Um den glühenden Verfechter der Idee des *wachsenden Hauses* kennen zu lernen, auf den der Titel dieses Textes zurückgeht, gehen wir zurück in das Berlin der 1930er-Jahre: Martin Wagner, heute als Architekt der Berliner Hufeisensiedlung in Zusammenarbeit mit Bruno Taut bekannt, ist dort seit 1926 Stadtbaurat. Auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise Ende 1931 ruft er zu einem Architekturwettbewerb auf. Die Aufgabe: Der Entwurf *wachsender Häuser*.¹⁷ Da die Architekt*innen dieser Tage ohnehin wenig zu planen haben, beteiligen sich ihrer über eintausend am Wettbewerb, dessen beste Entwürfe in einer Ausstellung realisiert und publiziert werden. Die Namen der 24 besten Teams lesen sich wie ein Who-is-Who der damaligen Architekturszene: Neben Bruno Taut sind auch der spätere Star der bundesdeutschen Nachkriegsmoderne Egon Eiermann und Bauhausgründer Walter Gropius dabei. Den Wettbewerb gewinnt allerdings eine der wenigen beteiligten Frauen, Paula Maria Canthal.¹⁸

»Das wachsende Haus wird [...] nicht nur räumlich wachsen, durch diese Raum-Anbauten nach Bedarf größer werden, es wird auch in der Ausstattung allmählich wachsen und von der Stufe des Einfachen zur Stufe des Vollkommenen vordringen«¹⁹ Auch wenn Martin Wagner 1932 sicher ein anderes Bild im Kopf hatte: Seine Vorstellungen lesen sich wie eine Beschreibung der Behelfsheim-Umbauten der Nachkriegszeit. Auch das im Text zum Wettbewerb beschriebene »Kernhaus im ersten Stadium«²⁰ ist vergleichbar mit dem »Reichseinheitstyp« der Behelfsheime: Mit 25 Quadratmetern ist das »Kernhaus« zwar fünf Quadratmeter größer, besteht aber wie der »Reichseinheitstyp« aus lediglich zwei kleinen, mehrfach programmierten Räumen: einem Wohnraum, der auch als Schlafzimmer dient und einer kleinen »Arbeitsküche«.

Wagners grundlegende Idee sah vor, dass der Boden als Gemeinschaftseigentum den Bewohner*innen in langfristiger Pacht überlassen werden sollte: zum einen, um die anfänglichen Kosten für die Bewohner*innen gering zu halten – aber auch, um den Boden nicht zu privatisieren. In dieser Trennung von Immobilie und Grundeigentum liegt eine Parallele zu

den Behelfsheimen, denen wie oben beschrieben ein dauerhaftes Nutzungsrecht eingeräumt wurde, während der Boden nicht Eigentum der Behelfsheimbewohner*innen war.

Im Unterschied zum Behelfsheimbau spricht sich Wagner allerdings explizit gegen das Prinzip Selbsthilfe aus. Dabei argumentiert er bildreich: »Niemand würde z.B. auf den Gedanken kommen, [...] daß man ›billiger‹ zu einem Anzug käme, wenn man sich ein Schaf kaufe, die Wolle selbst zu einem Faden, den Faden selbst zu einem Stoff spinne und den Stoff selbst zu einem Anzug verarbeite!«²¹ Allerdings war 1932 vor allem die im Baugewerbe herrschende hohe Arbeitslosigkeit für Wagner ein Argument gegen die Selbsthilfe, während 1943 die meisten Handwerker nicht auf dem Bau, sondern im Krieg waren.

Die Gestaltung einer stets unfertigen Zeit

Auch später wird die Idee des wachsenden Hauses immer wieder aufgegriffen – mit vielen Schwierigkeiten und wenig Erfolgen. In einem viel diskutierten Wettbewerbsbeitrag für die Stadt Wulfen im Norden des Ruhrgebiets schlagen die Architekten 1961 eine Reihenhaus-Variante des *wachsenden Hauses* vor, bei der der »Kern« alle notwendigen Räume für ein junges Ehepaar enthält« und später durch flache Anbauten, die atriumartige Höfe bilden, erweitert werden kann.²² Diese Anbauten sollen je nach Raumbedarf »von der Familie selbst oder unter Mithilfe von Facharbeitern« sukzessive ergänzt werden. Zwar wollen die Architekten damit eine »Beteiligung des anonymen Bauherren an der Gestaltung seiner engeren Umwelt« erreichen, sehen aber nicht vor, dass die Bewohner*innen einfach in den Wulfener Baumarkt fahren, um ihre Häuser frei und fröhlich zu erweitern.²³ Vielmehr soll die »Verwendung vorgefertigter Teile und die straffe Gliederung durch die Trennmauern verhindern, daß durch das vom Einzelnen bestimmte Wachstum des Hauses Lösungen entstehen, die das Gesamtbild stören.«²⁴ In der Folge wirken die vorgeschlagenen Erweiterungen, denen wegen der präfabrizierten Bauteile ein quadratisches Raster zu Grunde liegt, sehr holzschnittartig.²⁵

Dieses Problem hatte Wagner bereits 30 Jahre zuvor erkannt: »Die Gestaltung einer stets unfertigen, stets werdenden und sich immer weiter bildenden Zeit steht in einem inneren Widerspruch zu der Form, die immer etwas Fertiges, Abgeschlossenes und Endgültiges sein will. [...] Hier klafft in der Tat ein Gegensatz!«²⁶ – Zu dessen Lösung Wagner, etwas ratlos, nur einen »Künstler ersten Ranges« berufen sah.²⁷ Seine Haltung ist hier widersprüchlich, denn an anderer Stelle war sein Verständnis des Architekturberufs im Verhältnis zu den Rahmenbedingungen der architektonischen Produktion zukunftsweisender: »Zum ersten Male

fühlt hier der Architekt ganz deutlich, daß seine planende Reformarbeit an allen Ecken und Enden auf *Voraussetzungen* stößt, die ihm entweder nur der Konstrukteur, der Bauwirtschaftler, der Bauführer und der Betriebsleiter oder der Städtebauer, der Planwirtschaftler, der Finanzorganisator u.a. bieten können.«²⁸ Wagner verstand hier das Bauen als »Gemeinschaftsarbeit«,²⁹ in der die Architektin oder der Architekt eben nicht als »Künstler ersten Ranges« auftritt, sondern eher in der »Rolle eines Synthetisierers«.³⁰

Das visuelle Erscheinungsbild der Demokratie

»Wir gehören ja nicht zu der Architektengeneration, die mit dem roten Schal um den Hals Tobsuchtsanfälle kriegt, weil ihre künstlerische Vision zu verwässern droht«, sind sich auch Anne-Julchen Bernhardt und Jörg Leiser einig.³¹ Ihr Büro »BeL Sozietät für Architektur« realisierte 2013 im Rahmen der IBA Hamburg das Projekt »Grundbau und Siedler« mit dem Konzept des Selbstausbaus eines mit grundlegender Infrastruktur versehenen Betongerüsts durch die »Siedler*innen«, die so relativ kostengünstig zu einer selbstbestimmt gestalteten Wohnung kommen. Was man in Wulfen vermeiden wollte, ist hier das Ziel: Die Siedler*innen sollen in den Baumarkt fahren, um sich ihre Wohnung nach eigenen Vorstellungen auszubauen. Das Projekt war insofern erfolgreich, als dass Bernhardt und Leiser ihren mutigen Ansatz realisieren konnten – aber es kam zu einer Überraschung: Die Bewohner*innen baten darum, doch eine einheitliche Fassade geplant zu bekommen. Offenbar war den Siedler*innen ihre gestalterische Freiheit nicht ganz geheuer – obwohl sie eine eigens entwickelte Selbstbau-Fibel zur Hand hatten.³²

Vielleicht liegt die Faszination der Behelfsheime gerade darin, dass es ihren Bewohner*innen gelungen ist, das ursprüngliche »Kriegserzeugnis mit all den charakteristischen Kennzeichen eines kurzlebigen Massengutes«³³ auf so individuelle Weisen weiterzubauen und zu verwandeln. Die unterschiedlichen Aspekte des Entstehungskontexts und die Erfahrungen der Bewohner*innen haben über die Zeit die architektonischen Figuren der Behelfsheime geprägt. So sind ganz besondere bauliche »Charaktere« entstanden, deren Gestaltung von einer »stets unfertigen Zeit« erzählt.

Aktuell stehen viele Behelfsheime unter Druck – viele der in diesem Band fotografierten Häuser sind noch vor Fertigstellung dieses Bandes abgerissen worden. Das liegt daran, dass vielerorts die Erlaubnis der Wohnnutzung mit dem Auszug der ersten Bewohner*innengeneration erlischt. Zudem sind die Grundstücke, auf denen die Behelfsheime in damals peripheren Stadtteilen errichtet wurden, heute angesichts der steigenden Bodenpreise

und angespannten Wohnraumsituation begehrte Flächen für den Wohnungsbau. Zu dieser bodenpolitischen Frage würde sich Martin Wagner vermutlich auch heute so eindeutig äußern wie 1932: »Wenn ich mir ein Bett oder eine Uhr kaufe, dann erstatte ich dem Produzenten in dem Kaufpreis den Aufwand, den er bei der Herstellung des Bettes oder der Uhr gehabt hat. [...] In der gesamten Produktionswirtschaft suche ich aber vergebens nach dem Gewerbebezweig, der den Boden produziert. Ich kann ihn schon deshalb nicht finden, weil der Boden, auch ohne daß sich ein angeblicher Produzent meldet, da ist und vermutlich da war, bevor überhaupt je ein Mensch existierte. Wenn der Boden aber gar nicht produziert zu werden braucht, warum muß ich ihn denn da doch *bezahlen*? [...] Die einzig mögliche und mit unserem natürlichen Rechtsempfinden übereinstimmende Antwort auf diese Frage wird uns nur eine neue Verfassung geben, die den Boden zu einem *Gemeinschaftseigentum des Staates* macht, von dem sich jeder auf Zeit und auf Bedarf den Boden pachten kann.«³⁴

Viele der Flächen, auf denen Behelfsheime stehen, sind in städtischem Besitz. Die Städte haben es in der Hand, den Boden entweder profitabel an Investoren zu verkaufen – oder, wie schon von Wagner gefordert, »auf Zeit« zu verpachten und so die Kontrolle über die Verwendung zu behalten. Ebenso haben sie es in der Hand, dabei jenen Formen der Verdichtung den Vorzug zu geben, welche die heterogenen Bestandteile einer pluralistischen Stadtstruktur inklusive der unpopulären jüngeren Zeitschichten erhalten. »Die Beschäftigung mit diesem Thema ist zugegebenermassen undankbar: sie beginnt bei anonymer Kleinhäusler-Architektur und reicht über das Gebiet selbstgestrickter Fabrikationsanlagen zu den Kolossen genossenschaftlicher Wohnbauhersteller. Eine Phänomenologie dieser Art passt von keiner Seite ins vorgeformte ästhetische Wunschbild: hier ist nichts materialgerecht, nichts landschaftsbezogen, hier gibt's keine ablesbaren Zusammenhänge und keine nachvollziehbaren Proportionsregeln. [...] Architektonische ›Ordnungen‹ im klassischen Sinn, die weitreichende allgemeine Verbindlichkeit hatten und auch ausserhalb des Einzelobjektes grosszügige Zusammenhänge schaffen konnten, waren immer Ausdruck einer streng hierarchischen Gesellschaftsstruktur. [...] Womit wir uns mit einer zeitlichen Verzögerung von 50 Jahren konfrontiert sehen, ist das visuelle Erscheinungsbild der Demokratie. Im Rahmen des praktizierten gesellschaftlichen Systems hat hier die Parole von Freiheit und sozialer Gleichheit bauliche Form angenommen. Die Ergebnisse mit all ihren Nebenerscheinungen sind Abbild jener demokratischen Konventionen, für die noch zu Beginn des Jahrhunderts erbittert gekämpft werden musste.«³⁵ Heute gilt es, wieder zu kämpfen – für diese heterogene und pluralistische Stadt.

Anmerkungen:

- 1 Die Kraft dieser Bedingungen beschreibt der Stadtplaner Benedikt Boucsein als »modalen Möglichkeitsraum«, der von den sozialen, politischen, ökonomischen und technischen Verhältnissen aufgespannt wird und der die Architektur maßgeblich bestimmt. Benedikt Boucsein: Ohne Modus keine Architektur, in: archithese Architektur/Architecture, H. 6, Jg. 42, 2012, S. 34.
- 2 Für eine ausführlichere Darstellung der Hintergründe des Behelfsheimbaus sei hier auf folgende Arbeiten verwiesen, auf die die Ausführungen des folgenden Abschnitts aufbauen:
Fred Kaspar: Behelfsheime für Ausgebombte. Bewältigung des Alltäglichen im »Totalen Krieg« – Münsters Bürger ziehen aufs Land, Petersberg: Imhof, 2011, S. 23-37.
Tilman Harlander: Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine. Wohnungsbau und Wohnungspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus. Stadt, Planung, Geschichte, Basel/Boston: Birkhäuser, 1995.
- 3 Auf der in diesem Band gezeigten Luftaufnahme der britischen Royal Air Force kennzeichnen die Pfeile und Nummern verschiedene Brandmuster der Bombentreffer in Hamburgs Osten. Royal Air Force Bomber Command, Hamburg-Wandsbek, Juli 1943, Imperial War Museum, Signatur C 3832.
- 4 Tilman Harlander: Städtebau – Dorfidylle, Mustersiedlung und »totale Planung«, in: Ders. (Hg.): Villa und Eigenheim: suburbaner Städtebau in Deutschland, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 2001, S. 268-69.
- 5 Gerhard Fehl; Tilman Harlander: Hitlers sozialer Wohnungsbau 1940-1945, in: Stadtbauwelt, H. 84, Jg. 1984, S. 396.
- 6 Ebd., S. 397. Vgl. auch: Hans Spiegel, Gestaltung und Ausführung des Behelfsheims, in: Der Wohnungsbau in Deutschland, H. 13/14, Jg. 4, 1944b, S. 161.
- 7 Im Westen Deutschlands lagen nach Ende des Krieges 2,3 von 10,7 Millionen Wohnungen in Trümmern, das entspricht etwa 20 Prozent, in Ballungsgebieten sogar bis zu 80 Prozent des Wohnraums. 1949 fehlten noch immer 5,5 Millionen Wohnungen. Gleichzeitig kamen bis 1957 etwa 12 Millionen Geflüchtete in die BRD. Vgl. Julia Gill: Individualisierung als Standard. Über das Unbehagen an der Fertighausarchitektur, Bielefeld: transcript, 2010, S. 50 und Erich Kühn: Der Wiederaufbau der deutschen Städte, in: Alois Giefel; Franz Sales Meyer; Joachim Beinlich (Hg.): Planen und Bauen im neuen Deutschland, Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, 1960, S. 110.
- 8 Die städtebaulichen Ansätze des Wiederaufbaus umreißt Hamburgs damaliger Oberbaudirektor Werner Hebebrand: Wohnbau- und Grünflächenplanung in Hamburg, in: Bauen + Wohnen, H. 6, Jg. 13, 1959, S. V2.
- 9 Ebd.
- 10 Spiegel 1944b, S. 152.
- 11 Max Scheel: Behelfsheimfibel – Wie baue ich mir ein Behelfsheim?, Berlin: Verlag der Deutschen Arbeitsfront, 1943. Wo nicht anders angegeben, beziehen sich die folgenden Zitate auf dieses Heft.
- 12 Andreas C. Knigge: Comic-Lexikon, Frankfurt am Main: Ullstein, 1988, S. 225.
- 13 Fehl/ Harlander 1984, S. 395.
- 14 Kaspar 2011, S. 33.

- 15 Hans Spiegel, Gestaltung und Ausführung des Behelfsheims, in: Der Wohnungsbau in Deutschland, H. 9/10, Jg. 4, Mai 1944a, S. 100.
- 16 Kaspar 2011, S. 31-32.
- 17 Der Wettbewerb ging auf eine Idee des Architekten Hans Poelzig zurück. Die Entwürfe der besten Teams wurden in der Ausstellung »Berliner Sommerschau 1932. Sonne, Luft und Haus für alle. Ausstellung für Anbauhaus, Kleingärten und Wochenende« realisiert.
- 18 Canthal arbeitete im Team mit Dirk Cascard. Vgl. Franziska Bollerey: Das intelligente Haus: ökologisch, wirtschaftlich und flexibel, in: Jesko Fezer; Martin Hager; Christian Hiller (Hg.): Das wachsende Haus, Leipzig: Spector Books, 2015, S. 154.
- 19 Martin Wagner: Innendekoration (1932), zitiert nach: O.A.: Das wachsende Haus, in: Bauen + Wohnen, H. 4, Jg. 17, 1963, S. 152.
- 20 Martin Wagner, Das wachsende Haus (1932), in: Fezer et. al. 2015, S. 27.
- 21 Ebd., S. 5.
- 22 Der Entwurf von van den Broek und Bakema wird in Architekturzeitschriften wie Bauen + Wohnen diskutiert. O.A. 1963, S. 152.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd.
- 25 Van den Broek und Bakemas Entwurf, beim Wettbewerb als zweiter Ankauf platziert, stieß auf mäßiges Interesse und wurde nie realisiert.
- 26 Wagner 2015, S. 27.
- 27 Ebd.
- 28 Ebd., S. 2.
- 29 Ebd.
- 30 Tom Avermaete: Geregelter Wandel und wirtschaftliches Bauen, in: Fezer et. al. 2015, S. 167.
- 31 Jan Friedrich: Learning from Wilhelmsburg, in: Bauwelt, H. 35, 2013, S. 17.
- 32 Ebd., 21.
- 33 Hans Spiegel: Gestaltung und Ausführung des Behelfsheimes (1944), zitiert nach: Fehl/Harlander 1984, S. 395.
- 34 Wagner 2015, S. 31.
- 35 Auszug aus einem Manifest, in dem der österreichische Architekt und Künstler Laurids Ortner 1978 die Heterogenität der Stadt vehement verteidigt: Laurids Ortner: Amnestie für die gebaute Realität, in: Werk – Archithese, H. 17-18, Jg. 65, 1978, S. 32–34.